

Licht dazwischen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen**

Band (Jahr): - **(2021)**

Heft 61

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-956330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Licht dazwischen

Von MELA

Inhaltshinweis: Der folgende Text beinhaltet eine Szene von sexualisierter Gewalt.

Auf der Zugstoilette irgendwo zwischen Milano und Genova, kleiner stickiger Raum. Der Zug rauscht durch die Augusthitze und ich klebe auf dem Toilettendeckel. Es klopft an die Tür. Meine Hose ist zu kurz, sie bedeckt nur einen knappen Teil der Oberschenkel. Schweiß dringt durch den Stoff und sammelt sich zwischen Haut und hartem Plastik. Bakterienparty. Es klopft erneut, energisch. «Sil!», rufe ich, shit, warum kann ich kein Italienisch. Ich höre *Controllo* und *Biglietti*. Der dümmste Moment für eine Ticketkontrolle. Ich versuche, mit einer Hand das Abpumpgerät auf meinen Beinen zu halten und gleichzeitig die Fläschchen nicht umzukippen, die an meinen Brüsten hängen, um mit der anderen Hand mein Ticket zu suchen. Das Klopfen wird zu einem Pochen. Irgendwo hinter meinen Milchgängen, Drüsenläppchen, Bindegewebe, Fett/Muskel/Knochen, irgendwo da, zwischen Scham, Trotz und Überforderung, pocht auch mein Herz. «Un momento» krame ich aus meinem müden Gehirn und in meiner Tasche nach dem Ticket. Die Milch tropft im Rhythmus der Pumpe. Irgendwo muss es sein. Ich beuge mich gefährlich tief über die Tasche am Boden, wo ist dieses verdammte Ticket. Die Fläschchen hängen schief, ich versuche, sie zwischen Brüsten und Oberschenkel einzuklemmen, einfach bitte nicht das Vakuum zerstören, dieses heilige Vakuum, das die Saugnäpfe an meinen Körper presst und die heilige Milch aus den heiligen Brüsten rauszwingt. Der Mensch vor der Tür fängt an, die Türklinke runterzudrücken, hoch und runter, hoch und runter, hoch und runter, ich suche und fluche und finde das zerknüllte Ticket endlich zwischen dem ganzen Plastik-Zeug,

das in meiner Tasche rumliegt, dieses ganze Pump-Zeug, das ich da mitschleppe, nach diesen drei Monaten Mutter-Sein, all diese Aufsätze und Schläuche und Zusatzdeckel und Reserveflaschen und Ersatzbatterien. Mittlerweile erzittert die Tür in regelmässigen Abständen, die Person da draussen scheint sich gegen sie zu werfen oder möchte sie aufbrechen, sie schreit irgendwas von Polizia, rüttelt an der Tür, als wäre sie ein Apfelbaum voller reifer Äpfel, ich drehe das Schloss auf Grün. Die Tür geht auf.

Der Stillstand zwischen dem Rhythmus. Der Raum in den Augen des irritierten Blickes.

Wieder rinnt Flüssigkeit aus mir raus. Sie fliesst aus meinen Augen direkt in den See unterhalb meiner Lippen, ein Tränensee in der Hygienemaske. Im Kinderspital auf der Intensivstation warte ich im Wartebereich darauf, mein Kind endlich zu sehen. Ich weine. Der See ist voll und die gefilterten Tränen tropfen aus der Maske auf den sauberen Krankenhausboden, der alle Schritte so leise macht, dass man dafür das Rascheln der Kleider besser hört. Dem Kind geht es nicht gut. Ich habe Angst. Diese Angst hat nicht nur viele Gesichter, sie hat auch grosse Hände mit langen, kräftigen Fingern. Meine Eingeweide quillen zwischen diesen Fingern raus, wenn die Angst mit hartem Griff in meinen Körper eindringt und zupackt. Ich sitze da, tropfe den Boden voll, überlege mir, ob ich einen Tee trinken soll, die gibt es gratis im Wartebereich. Die schöne Auswahl an bunten Tütchen mit verschiedenen Teesorten berührt mich. Eine Stunde lang überlege ich mir, ob ich eher Kamille oder Fenchel

nehmen soll. Zwischen den Infusionen und Untersuchungen, Narkosen und Komplikationen, zwischen Kathetern und Bluttransfusionen werde ich mir in den nächsten Wochen noch einige Male überlegen, ob ich Kamille oder Fenchel nehmen soll. Wenn ich in immer grösserer Abgeklärtheit dort sitzen werde auf diesen harten Stühlen und auf all die Dinge warten werde, auf die gewartet werden müssen auf der Intensivstation

Der Abstand zwischen den einzelnen Tränen. Die Falten in der Hygienemaske, in der sich der Atem verfängt. Die Weite im Ungewissen.

Eine Bushaltestelle in einer Grossstadt. Es ist Nacht, ich bin jung und habe Panik. Diese Art von Panik, die mich stumm macht. Der Typ presst mich an die Rückwand des Wartehäuschens. Seine widerlichen Hände, seine widerlichen Lippen. Er ist stärker, als er aussieht, seine Griffe machen mir weh. Scheisse scheisse scheisse jetzt passiert es. Ich lasse dich nicht gehen. Sein verschwitztes Gesicht so nahe an meinem. Ich will das nicht, drehe mich weg. Ekelige Stimme in meinem Ohr. Du bleibst hier. Sein ganzes Gewicht an meinem Körper. Seine Küsse fühlen sich an wie Schläge. Die Wand an meinem Rücken. Von Weitem das Geräusch des nahenden Busses, das mich aus der Erstarrung löst. Endlich wehre ich mich, schreie, drehe mich weg. Schlage um mich. Er wird wütend und grober. Ich schlage in sein Gesicht. Er packt mich erneut, schreit mich an. Der Bus kommt näher. Ich schlage ihm seine beschissenen Kontaktlinsen in seine beschissenen Augen, sodass er aufstöhnt. Schnell weg, schnell ins Blickfeld der Personen im Bus. Der Bus hält, ich versuche, zur Tür zu gelangen. Der Typ schnauft und schreit, hechtet hinter dem Häuschen hervor und krallt sich an meine Jacke. Ich stolpere.

Die Kanten der schwarzen Treppenstufen des Busses sind mit einer Metallfassung verstärkt, wohl damit niemand ausrutscht, wenn es nass ist. Oder, dass sich der Plastik nicht verformt durch die tausend Schritte, die jeden Tag darüber gehen. Vielleicht ist es auch ein ästhetischer Kniff, um die Treppenstufen klarer zu definieren, einladend für alle Passagier:innen. Durch die enorme Kraft des Busmotors vibrieren sie unter meinem Körper. Sie werden mir blaue Flecken an meinen Unterarmen und

Knie hinterlassen. Auf diesen Stufen liege ich nun, schreiend, tränenüberströmt, während der Typ hinter mir versucht, mich wieder hinaus zu zerren. Alle starren mich an. Und ich verstehe nicht, weshalb mir niemand hilft.

Die Pause des Atems vor dem Schrei. Die Leere zwischen der Erstarrung und der Handlung. Das Loch im Bauch, bevor sich die Scham ausbreitet.

Ich sitze am Fluss und es ist Sommer. An Tischen sitzen Menschen auf Stühlen neben Bäumen unter Bekannten und trinken Feierabendbier. Leute laufen am Quai entlang. Wir sitzen zu zweit und haben schon den zweiten Pastis bestellt. Wir erzählen uns Sachen und reden über Vieles. Ich genieße die kalte Anis-Süsse auf meiner Zunge. Immer wieder schwappen Fetzen des Gespräches vom Tisch nebenan zu uns rüber. Ich kann mich nicht mehr gut auf unser Gespräch konzentrieren, weil mich das Gelächter von nebenan ablenkt. Klebrig wie geschmolzenes Glacé. Was haben die denn zu lachen. Ich beobachte sie, während ich halbpätzig bei unserem Gespräch bleibe. Sie sitzen lässig in den Stühlen, trinken in grossen Schlucken Bier und fühlen sich offenbar ziemlich wohl in ihrer männlichen Performance. Ihre Tschäppis frech auf den verwuschelten Frisuren. Und dann sehe ich, weshalb sie immer wieder in Gelächter ausbrechen. Jedes Mal, wenn eine Person auf dem Gehsteig auf sie zukommt, die sie als Frau lesen, scannen sie ihren Körper mit aufdringlichen Blicken. Brüste. Beine. Drehen ihre Köpfe, sobald sie am Tisch vorbei ist. Haare. Rücken. Po. Und dann die vielsagenden Blicke in die Runde, gehobene Augenbrauen, leises Pfeifen oder verächtliches Schnauben. Habt ihr die gesehen, hahaha, wie sieht die denn aus. Meine Stimmung kippt. In das gemütliche Gespräch an unserem Tisch kann ich nicht mehr eintauchen. Ich bin mit immer grösserem Anteil meiner Konzentration am Tisch nebenan. Ihre Bewertungskriterien sind relativ einfach zu durchschauen. Vielleicht ist es für sie nur ein Spiel. Gerade blicken sie mit offenen Mündern und anzüglichem Blick einer Person mit langen, schlanken Beinen nach. Lecken sich die Lippen. Lecken. Sich. Die. Lippen. Ich drehe das Glas in meiner Hand, der Pastis ist ausgetrunken.

Der Platz im Glas, der sich füllt, als ich alle restlichen Eiswürfel zusammenschütte.
Die Lücke im Gespräch, als ich aufstehe. Das erwartungsvolle Grinsen in ihren Gesichtern, als ich an ihren Tisch trete.

In Zeitlupe schütte ich das Eiswasser über einen der Köpfe. Eiswasser fließt über das erstaunte Gesicht.

Das Klirren der Eiswürfel, als sie das arrogante Lächeln wegspülen. Der Bruch in ihrer Performance. Das Geräusch des bröckelnden Macho-Kults, als sie empört aufschreien. Der Riss in der aufwändig gestalteten Kulisse des Patriarchats.

Und dann das Licht, das durch diesen Riss strahlt, verheissungsvoll und gleissend hell, das mich umgibt und leuchten lässt, an diesem schönen Sommerabend am Fluss.

//////
Bei einem Gespräch mit meiner
Krankenkasse habe ich gelernt,
dass Gynäkologie und Urologie un-
terschiedlich abgerechnet werden.
Eine Jahreskontrolle in der Gynä-
kologie ist nach dem 2. Mal nicht
mehr grundversichert. In der Urolo-
gie schon.
\\